

Predigt in der Ev. Kirchengemeinde Berlin-Marzahn/Nord am 21. Sonntag nach Trinitatis 1996 über 1. Korinther 12,12f.26f:

Denn wie der Leib einer ist und doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl es viele sind, einen Leib bilden, so auch Christus. Denn durch einen Geist wurden wir ja alle in einen Leib hineingetauft, ob Juden oder Griechen, ob Sklaven oder Freie; und alle wurden wir getränkt mit einem Geist. ...

Leidet nun ein Glied, so leiden alle Glieder mit, und wird ein Glied gewürdigt, so freuen sich alle Glieder mit. Ihr seid der Leib des Christus, als einzelne aber Glieder.

Liebe Gemeinde!

Auch wir sind alle getauft und wir hatten eben die große Freude, drei Kinder zu taufen. Das Taufbecken steht bei uns in der Mitte der Gemeinde und soll deutlich machen: Sie werden aufgenommen in unsere Mitte. Sie und jeder Getaufte gehört jetzt zu uns dazu und zu Jesus. Wenn wir diesen Raum betreten, sehen wir das Taufbecken vor uns, den Deckel auf dem dargestellt ist, wie Johannes Jesus im Jordan taufte, und vor unseren Augen steht das Kreuz. Darüber lässt uns das Fenster den Himmel sehen – ein Bild für unser Leben als Christen. Durch unsere Taufe gehören wir zu Christus. Das Kreuz – die Schwierigkeiten des Lebens, versperrt uns nicht den Weg. Es ist wie eine Leiter, auf der wir hinaufsteigen, durch die wir über uns selbst hinauswachsen, wenn wir nur den Spuren Jesu folgen.

Von einer Schwierigkeit möchte ich heute reden, weil Paulus sie hier anspricht. Durch unsere Taufe wurden wir in das Reich Gottes aufgenommen oder im Bilde gesprochen – in den Leib Christi. Welch große Aufgabe steht vor uns als christlicher Gemeinde und Kirche. Wie sehr werden wir unseren Geist und Verstand, unsere Liebe und Aufmerksamkeit ihr widmen müssen, um nicht zu versagen. Es ist eine Aufgabe, wie sie vor keiner anderen Gruppe von Menschen in dieser Weise steht.

Da dieser Leib – wie Paulus es sagt – aus Juden und Griechen, Sklaven und Freien besteht, das heißt aus Menschen ganz verschiedener Kultur und sozialer Stellung, aus Menschen, die sich normalerweise nicht mal an einen Tisch setzten, ja für die es undenkbar war, gleichberechtigt miteinander zu verkehren, nicht nur, weil andere dann geguckt und dumme Bemerkungen gemacht hätten, sondern auch, weil man eben unterschiedliche Sprachen sprach und es sehr anstrengend war, sich überhaupt zu verständigen. Auch hatte man unterschiedliche Interessen, Sorgen, Probleme und Freuden.

Was wusste der Sklave von den Geldsorgen seines Herrn, der wäre froh gewesen, wenn er so viel gehabt hätte, um sich freizukaufen. Was bewegten die täglichen Arbeitsprobleme des Sklaven einen Herrn, der dafür seine Angestellten hatte, die Aufseher, die sich um die Arbeitsorganisation zu kümmern hatten. Auch wenn beider Muttersprache Griechisch war, sie sprachen noch lange nicht dieselbe Sprache. Der Freie musste sich auf Volksversammlungen auskennen, in seiner Rede die Kenntnis der Philosophie und Kunst sichtbar machen, wenn er von seinesgleichen angehört werden wollte. Daran war er gewöhnt. Der Sklave musste wissen, wie man eintönige Arbeit erträglich macht durch Erzählen von Witzen und Geschichten, wie man durch Humor und Redegewandtheit Konflikte schlichtet zwischen von harter Arbeit entkräfteten und von Sorgen gestressten Mitsklaven.

Und doch behauptet Paulus, dass es möglich ist, dass diese unterschiedlichen Menschen einen neuen Organismus bilden, von dem gilt, dass wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit, und wenn einer geehrt werde, so würden sich alle freuen. Sie alle gehörten zusammen durch den Geist, den Gott uns schenkt.

Schauen wir uns an, liebe Gemeinde! Auch wir sind sehr unterschiedlich und haben in unserem sonstigen Leben in der Regel wenig miteinander zu tun. Ins Auge fällt besonders unsere

unterschiedlichen Herkunft – hier die Einheimischen, dort die Aussiedler. Ins Ohr fällt unsere unterschiedliche Sprache. Sie macht das Verstehen schwer, sie behindert die Kontaktaufnahme. Aber sie macht auch neugierig aufeinander. Worüber wird da geredet? Wann werde ich wohl endlich alles verstehen? Ich muss noch mehr lernen, mich noch mehr anstrengen.

Aber noch viel mehr unterscheidet uns. Die einen von uns kommen vom Lande und haben ihr Leben lang in der Landwirtschaft gearbeitet, die anderen sind Großstadtkinder. Die einen haben Mühe mit dem Schreiben, die anderen haben studiert. Da gibt es große Familien mit vielen Kindern, Onkel und Tanten. Da gibt es viele andere, die allein leben und deren Freunde und Verwandte weit weg sind und die nur hier sind, weil sie ihre Arbeit hierher verschlagen hat. Da sind die, die Zeit, Kraft und Lust haben, sich hier einzubringen, mitzureden und mitzudenken und zu arbeiten und da sind die anderen, die nur mal vorbeigucken und hier noch keine Heimat in der Gemeinde gefunden haben oder zum Beispiel als Gäste auch nicht suchen. Manche kommen, weil sie hier Hilfe suchen, andere erwarten nur einen schönen Gottesdienst und fühlen sich von allem übrigen eher gestört. Da kommt jemand in der Hoffnung, gleichgesinnte Menschen zu treffen und Kontakte knüpfen zu können und daneben in der Reihe sitzt vielleicht jemand, der nur Ruhe und Stille sucht und froh ist über die Anonymität einer Großstadtgemeinde. Und schließlich sind da die Kinder, die auf ihren Plätzen herumrutschen und warten, bis endlich ihr Teil, der Kindergottesdienst anfängt und sie zu Wort kommen dürfen.

Es ist eine gewaltige Aufgabe, die da vor uns steht. Sie ist so groß, dass wir vielleicht geneigt sind zu sagen: Ja, das ist eine schöne Vision, aber wir Menschen sind nicht so! Wir werden immer bestrebt sein, uns zu sortieren nach dem Prinzip Gleicher zu Gleichen – nach unserer Muttersprache, nach unserer Herkunft, unserer Bildung und unseren Berufen, nach unserem Alter und unseren Interessen. Das ist auch in der Kirche nicht anders. Guckt euch doch an, was es da alles gibt: Von Kinderarbeit, Jugend-, Alten und Männer- und Frauenarbeit ist da die Rede. Es gibt Frauengruppen, in die kein Männer Zutritt haben und in den oberen Leitungsorganen der Kirche sind bis heute die Männer fast unter sich.

Ja, liebe Gemeinde, es ist eine schöne Vision, dass durch den Geist Jesu so viele verschiedene Menschen eins werden und miteinander eine Gemeinde, eine Gemeinschaft bilden. Aber nur wo an dieser Vision festgehalten wird, sie zu verwirklichen, da ist die Gemeinde Christi. Wo Menschen ausgeschlossen werden wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Herkunft, ihres Berufes oder ihrer Nationalität, da wird Jesus selbst ausgeschlossen.

So verständlich es ist, dass Menschen in ihrer Muttersprache Gottes Wort hören und zu ihm beten wollen, so gefährlich ist es, wenn man sich deshalb von anderen Christen abkapselt. Denn zum Leib Christi gehören Menschen aller Völker. Und wenn wir uns nun nur aufgrund unserer verschiedenen Sprachen trennen, dann könnten sehr schnell nationale Vorurteile bei uns Fuß fassen, ohne dass wir es merken. Viel besser ist es, wenn wir uns immer wieder mischen und miteinander reden und etwas zusammen tun, dann können solche vorgefassten Meinungen korrigiert werden und unser aller Leben wird reicher und schöner und interessanter.

In unserer Gemeinde ist es Tradition, deshalb Reisen zu unternehmen und Gäste einzuladen aus anderen Gemeinden und Ländern. So werden wir in drei Wochen wieder wie jedes Jahr mit einer Gruppe nach Bielefeld fahren. Andere waren in diesem Jahr schon in Den Haag und im April planen wir, wieder einen Tag zusammen mit Christen aus Spandau zu verbringen.

Nun kommen seit mehr als zwei Jahren Christen aus Kasachstan und Russland zu uns und wir bemühen uns, Euch, die Neuen, zu begrüßen, Euch kennenzulernen und Euch bei der Integration zu helfen. Und Ihr eurerseits versucht zu verstehen, was wir hier tun, versucht mitzusingen und mitzuhelfen. Da Ihr in einer sehr großen Gruppe in unsere Gemeinde kommt, ca 800 seit Ihr schon, fordert Ihr uns, die Einheimischen sehr heraus. Auch bei uns kann nicht alles so bleiben, wie es war. Wir werden miteinander neue Wege gehen müssen, wenn wir diese große Aufgabe bestehen wollen.

Denn unser Fleisch ist schwach, wie Paulus sagen würde. Es sehnt sich immer nach dem Alten und Gewohnten und weicht dem Neuen aus. Wie, wenn ich in einen Raum komme, in dem viele Menschen sind, gucke ich automatisch, wen von ihnen ich kenne und gehe auf ihn zu und bleib da dann ja meist auch stehen oder sitzen. Das ist ganz natürlich, weil es uns die geringste Kraft kostet. Und so sitzen wir dann auch hier im Gottesdienst getrennt und zusammen, je wie wir uns kennen, hier die Aussiedler, dort die Einheimischen. Und doch keimt in vielen der Wunsch, doch auch zu wissen, wer auf der anderen Seite sitzt. Aber wir trauen uns nicht und wissen nicht, wie wir es anfangen sollen, auf den anderen zuzugehen. Und wenn wir allen Mut zusammen nehmen und endlich mal den ersten Schritt tun wollen, dann steht der oder die, die wir uns gerade ausgeguckt haben, plötzlich im regen Gespräch umgeben von den ihren, und wir trauen uns nicht mehr.

Da ist gut, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, aufeinander zuzugehen. So saßen wir beim Sommerfest noch nach dem Gottesdienst zusammen und erzählten uns gegenseitig aus unserem Leben. Es gibt eine Projektgruppe von Ehrenamtlichen, in der Aussiedler und Einheimische gemeinsam arbeiten. Das neue Heft mit allen Angeboten liegt am Ausgang bereit und wird jetzt allen Aussiedlern in unserer Gemeinde gebracht.

Aber liebe Gemeinde, das ist nur ein Teil der großen Aufgabe, die vor uns steht. Immer wieder gehen Menschen enttäuscht von hier weg, weil sie niemanden getroffen haben, der sie, bildlich gesprochen - in die Arme nimmt. Sie fanden keinen in ihrem Alter – so die 20 bis 30jährigen und fühlten sich fehl am Platz. Sie hatten keinen, der ihnen erklärte, was sie nicht verstanden oder sie kamen erst gar nicht, weil sie nie eingeladen wurden.

Nur wenige von uns, den Getauften, sind so selbstbewusst, mutig und haben so viel Kraft, dass sie einfach herkommen und von sich aus auf die anderen zugehen und sagen: „Ich bin jetzt hier und ich möchte dazugehören. Wie kann ich am besten die anderen hier kennenlernen? Wo wird meine Hilfe gebraucht?“

Meistens gucken wir doch erst einmal, ob es mir hier auch gefallen wird. Wird hier der Glaube richtig gelehrt? Was sind das hier für Leute? Und wenn es mir nicht gefällt, dann gucke ich eben in der nächsten Gemeinde vorbei, ob es mir dort besser gefällt. Und wenn ich nichts finde, dann bleibe ich eben zu Hause und versuche es mit den Fernsehgottesdiensten oder lebe meinen Glauben allein?

Liebe Gemeinde, so haben wir es zwar fast alle mal gemacht – ich auch. Aber das ist gefährlich! Denn auf mich allein gestellt, fehlt mir die Auseinandersetzung über Glaubensfragen und die Anregungen durch andere. Es fehlt die beglückende Erfahrung von Gemeinschaft und dass es anderen ähnlich geht wie mir selbst. Unser Glaube droht dann einzuschlafen und sich auf wenige Glaubenssätze zu beschränken. Dabei ist er so reich, jede Seite der Heiligen Schrift ist wichtig und birgt viele Schätze.

Außerdem verlieren wir bei der Suche nach den besseren Christen und der schöneren Kirche viel Zeit und Kraft. Es ist eine gute Tradition bei uns, in die Kirche zu gehen, die am nächsten liegt und für uns am besten zu erreichen ist. Jeder Christ, der vor Ort wohnt, ist darum auch dafür verantwortlich, ob jeder andere sich dort wohl fühlen kann und angenommen wird.

Paulus ließ in seinem Brief auf die Beschreibung der Gemeinde als Leib Christi ein Loblied auf die Liebe folgen. Ohne die Liebe ist alles nichts wert, die schönsten Reden nicht, die beste Organisation auch nicht. Alles wird vergehen wie jedes menschliche Werk. „Aber die Liebe bleibt.“ Die Liebe öffnet unsere Herzen und unsere Arme und Hände für jeden der kommt. Sie lässt uns fragen nach Namen und Adresse, nach Freud und Leid. Sie lässt warten und hoffen. Sie macht sich auf den Weg. Gott schenke uns diese Erfahrung der Kraft der Liebe, die alle Schranken zwischen Menschen überwindet. Amen.